

die große Sandwüste abgeschnitten geblieben. Ganz unähnlich den verschiedenen Inseln des Archipels finden wir aber in ganz Australien nur ein Volk, und zwar vom äußersten Norden bis zum Süden, im öden Innern, wie an allen Küsten, das weder mit den Malayen, noch den Bewohnern der Südsee-Inseln die geringste Ähnlichkeit in Sprache, Sitten, Religion, Gebräuchen, Sagen und Waffen hat. Auf den Boden wanderte auch kein anderer wilder Stamm, der auf das angewiesen blieb, was ihm die Natur selber bot, ein, denn nicht einmal wilde Früchte finden wir in dem Lande, ausgenommen an der Nordküste eine Pflaumenart. Nein, ein Volk, das diese salzigen wasserarmen Emden bewohnt, mußte auch von Anfang an dafür erschaffen werden, oder hätte es nun und nimmer ausgehalten.

Noch jetzt erhalten sich auch die Australier rein, und wie man überall bei den Stämmen, die mit den Weißen seit Jahren in nächster Berührung stehen und keinen anderen „Handelsartikel“ für sie haben, als ihre Frauen und Mädchen, nie ein Kind von Mischlingsblut findet, weil sie es jedesmal nach der Geburt gleich tödten, so hat sich auch kein anderer Stamm mit ihnen vermischt, wie sie denn auch noch weniger ihren Ursprung von einem anderen ableiten.

In Afrika allerdings bewohnen die Nachkommen der kaukasischen Race, die Einwanderer aus Arabien und Kleinasien — die Mauren — noch jetzt die Wüste Sahara, oder wenigstens die darin liegenden Oasen, aber sie fanden zuerst, wie sie erobernd das Land betraten, eine fruchtbare Küste, weite, wasserreiche Districte, an denen sie sich festsetzen, von denen sie sich ausbreiten konnten, und unterwarfen dabei die Eingeborenen oder trieben sie in's Innere zurück. So finden wir, wie in Afrika die Abkömmlinge der kaukasischen Race die ganze Nordküste, den größten Theil der Ostküste bis Rubien hinunter und auch einen kleinen Theil der Westküste bevölkerten, und während der eigentliche Urstamm des Landes, die äthiopische oder Negerrace, im Innern unverfälscht blieb, war im Süden oder Südosten auch dieser Theil des Landes den Eroberungen der malayischen Völker ausgesetzt, von denen wahrscheinlich die Kaffern in ihrer Vermischung mit den Negern abstammen.

Für Asien und Europa dürfen wir ebenfalls die auffällig von einander unterschiedene mongolische und kaukasische Race annehmen, die dort, wo sie zusammenstieß, die unzähligen und verschiedenartigsten Vermischungen hervorrief, trotzdem aber in den Grenzländern ihre Spuren zurückließ, wie denn auch z. B. die Slaven wahrscheinlich ihren Ursprung einer mehrfachen Verschmelzung dieser beiden Racen verdanken.

Die amerikanische Race steht ebenfalls selbstständig in dem ungeheuren Continent, denn schon die Farbe derselben verräth, daß sie nicht von Asien gekommen sein kann, wenn auch der Uebergang über die Behringstraße sonst sehr leicht möglich gewesen wäre.

Die amerikanische Race zeigt uns aber auch, wie die Farbenveränderung des Menschen unter einer heißen Zone gar nicht stichhaltig sei, auf welche sich Jene immer stützen, die den Neger gern von Adam und Eva ableiten möchten. Mit nur geringem Unterschied in ihren äußeren Formen, aber mit ein und derselben dunkelkupferbrannen Haut bevölkert dieser Stamm den ganzen ungeheuren Continent, von den nördlichen Eisregionen durch die heiße Zone bis zu dem in Schnee begrabenen Feuerland, und mit derselben Hautfarbe, mit der der Beschärh über seinem dürftigen Feuer kauert, oder der in sein Büffelfell gehüllte Blackfoot und Sioux auf Schneeschuhen das Bild verfolgt, läuft der Borokude unter seinen Palmen in Brasilien herum. Die Bewohner der heißen Zone hätten allerdings jenem Glauben der Farbenveränderung noch dunkler werden können, als die arktischen Stämme waren, aber wie steht es dann mit den Bewohnern des hohen Nordens und Südens, denen Eis und Schnee doch schwerlich die verbrannte Hautfarbe geben konnte?

Der amerikanische Stamm bildet also, wie das auch schon die abgeschiedene geographische Lage seines ganzen Landes auf den ersten Blick zeigt, eine auch vollkommen selbstständige Race, wie Amerika auch wieder seine nur ihm eigenthümlichen Pflanzen und Thiere hat, und als wenigstens einer jener fünf Centralpunkte des Erdbodens betrachtet werden muß. Ob nun die Südsee-Inseln, die zum großen Theil erst in späteren Jahren durch das Wachsen der Koralle entstanden, von Amerika oder Asien ihre Bevölkerung erhielten, bleibt sich vollkommen gleich, und meiner Meinung nach wurden sie von beiden Theilen besetzt: vom Westen her durch die unternehmenden seefahrenden Stämme der Malayen, vielleicht auch mit von Australiern, und vom Osten durch die amerikanischen Indianer, die mit ihren leichten Fahrzeugen, nur erst einmal vielleicht durch einen Sturm aus dem Bereich der Land- und Seewinde gebracht, von dem Passat und der dort steten Meeresströmung schon ganz von selbst jenen Inseln zugetrieben wurden. Jedemfalls haben diese ihre Vegetation von Amerika erhalten, denn die Meeresströmung setzt zwischen den Wendekreisen entschieden von Ost nach West.

Wie ich also der festen Ueberzeugung bin, daß Gott den amerikanischen Wilden auch für das Land schuf, das er noch bis zum heutigen Tag bewohnt, wie der Stamm der Neger allein in Afrika heimisch war, wie der Kaukasier aus dem Grenzland zwischen Asien und Europa stammt, und dem Mongolen die ungeheueren Strecken des östlichen Asiens zur Wiege gegeben wurden, so finden wir ebenfalls in den australischen Stämmen eine besonders jenem Lande vollkommen eigenthümliche Race, die weder dem Malayen, noch weniger aber dem Äthiopier für ihren Ursprung zu danken hat, sondern auf dem Boden, auf dem sie lebt, mit dem Kanguruh zugleich erschaffen wurde.

Die Fata Morgana in der Wüste.*

Schilderungen aus dem westlichen Nordamerika.

Von Balduin Müllhausen.

In den fernem, fernem westlichen Regionen, wo der wolkenlose Himmel sich in selten getrübbter Klarheit über endlose Grasfluren und unabsehbare, dürre Sandwüsten wölbt, wo der einsame Wanderer die Richtung seines Weges nach der getreuen Magnetnadel oder nach den leitenden Gestirnen wählt, und vergeblich nach einer Unterbrechung der weitgeschweiften Linie des Horizontes späht, wo kein Baum oder Strauch, kein Hügel oder Berg das müde, irrende Auge grüßt, da schafft die Fata Morgana, bald lockend und fesselnd, bald neckend und peinigend ihre trügerischen Bilder.

Schon in der Fröhe beginnt sie ihr launenhaftes Spiel, denn wenn die Sonne, das nächtliche Dunkel verdrängend, sich leise dem Rande der Wüste nähert, dann entstehen im gerötheten Osten, wie von unsichtbaren Händen erbaut, zauberische Paläste, malerische Städte, schlank Obeliske und regelmäßige Denkmäler, wie sie die kühnste Phantasie nicht wunderlicher zu entwerfen vermag. Es

sind dies die verschobenen Formen von Berg, Hügel und Wald, welche, zu ferne, um über den Horizont emporzuragen, sich in den oberen Luftschichten spiegeln.

Wie nun allmählich die Sonne höher steigt, verändern und verkleinern sich die bizarren Aufgenkümer, und die lustigen, aber scharf abhebenden Bilder erbleichen, ähnlich scheidenden Träumen oder den aus süßem Duft gewebten Palästen der Elfen in den Zaubermärchen. Eilen dann die ersten Lichtstrahlen bligend über die weite Ebene, so verschwimmen sie endlich ganz im sonnigen Aether, und es zeigt sich dem Wanderer die Prairie wie ein grün schimmerndes Meer, die gelbe Sandwüste aber wie das starre, schreden-erregende Bild des Todes. — Wenn dunkle Schatten noch auf der Ebene ruhen, der Thau vereinzelte Palme perlend ähnlich beschwert und den abgekühlten Sand leicht befeuchtet, dann schüttelt der kundige Wüstenreiter den Staub aus seiner Decke, faltet sein

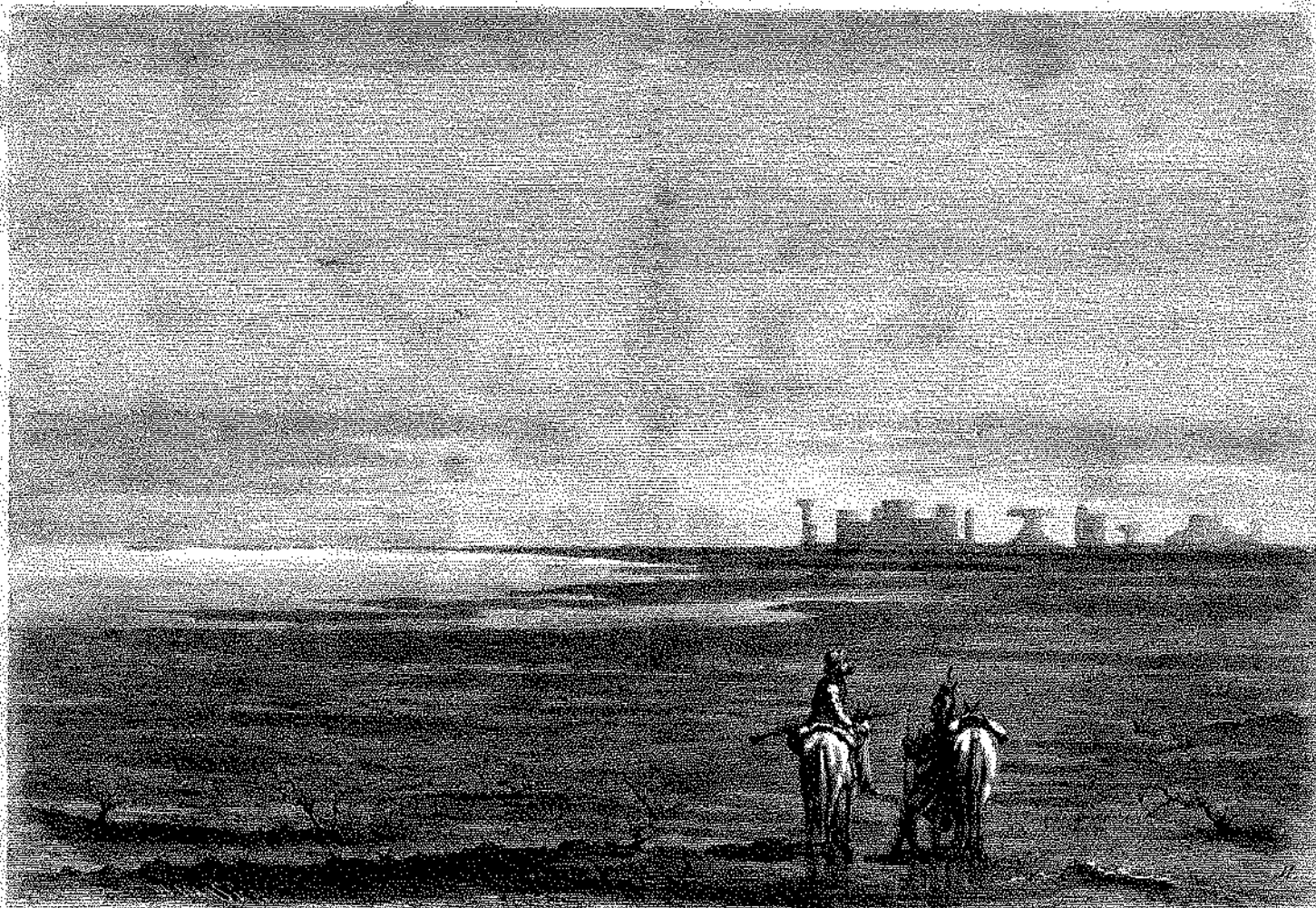
* Die Fata Morgana, Kimmung, Luftspiegelung oder Mirage, wird erzeugt durch die Berührung ungleich erwärmter, mithin ungleich dichter Luftschichten und ist eine Art Gesichtstäuschung, die uns in der Ferne oder an dem Himmel verschiedene Bilder, wie Thürme, Thiere, Schiffe etc. zeigt, die in Wirklichkeit gar nicht an diesem Ort vorhanden sind, sondern vermöge einer besonderen Brechung der Lichtstrahlen von anderen Stellen dorthin gezaubert werden. Dergleichen Erscheinungen wiederholen sich in allen Erdtheilen, wo sich große Ebenen befinden, und wo sich die sehr ruhigen, erwärmten und daher verdichteten unteren Luftschichten nur langsam mit den oberen, dichteren mischen.

geruldiges Thier, und die erfrischenden Morgenstunden zur Reife hemühend, zieht er mit verdoppelter Eile dahin. Verwunderungsvoll schaut er hinüber nach den Städten und Schiffsfern, deren Zinnen ihm so einladend winken und den baldigen Aufstieg der Sonne verkünden; er kennt die Erscheinung und berechnet die Tagesreisen, die ihn noch von den schattigen Wäldern und aufstrebenden Bergen trennen, welche zwar noch tief unter dem Horizont liegen, deren Vorhandensein ihm aber die Luftspiegelung verräth. Seinem Begleiter, ein eingeborener Sohn der Steppe, wendet keinen Blick von den phantastischen Formen und flüstert auf geheimnißvolle Weise: „Das ist Manikou, der uns zur Geduld mahnt und uns die goldenen Wigwams in den seligen Jagdgebieten zeigt.“

Höher steigt die Sonne; tausendfach brechen sich die Strahlen in den glatten, buntfarbigem Kieselstein, welche den Boden mosaikartig bedecken, und schmerzhaft berührt der verstärkte Glanz das von allen Seiten gebildete Auge; mit gesenkten Häuptern ruhen die

unbeirrt mit gesenkten Köpfen ihren mühevollen Weg und ahnen des Wassers nicht, welches, gleichen Schritt mit ihnen haltend, neckisch voranfeilt. Höher steigt die Sonne und fast senkrecht fallen die brennenden Strahlen auf den heißen Sand. — Pflöglig beginnt der See sich nach allen Richtungen hin auszudehnen, und buchtenähnlich, wie beim Anstreiten großer Gewässer, erstrecken sich die Fluthen in weitem Halbkreise um die Wanderer. „Das ist das Gespenst der Wüste,“ sagt der weiße Reiter zu seinem rothhäutigen Gefährten. „Es ist der böse Geist, der uns zu martern gedenkt,“ antwortet dieser, „er labet zur Last ein, um uns zu verderben, aber seine Mühe ist vergeblich, selbst unsere Thiere glauben ihm nicht.“

Der schmale Landstreifen, der den umfangreichen See vom Horizont trennt, schwindet immer mehr, zerbricht endlich ganz, und wie auf dem ewigen Ocean, so schweift der Blick über eine Wasserfläche, welche in weiter Ferne mit dem sonnigen Netzer zusammen-



Kata Merjana in der Wüste.

Männer im Sattel, und mit gesenkten Häuptern schreiten die Thiere dahin, wie im Bergesitz der Qual, welche ihnen durch die sich steigende Sonnenwärlth und den sich mehrenden Durst droht. Die Reiter vermeiden es zu sprechen, der letzte Trunk aus der Kürbisflasche wurde ja schon vorflüchtig in der Frühe geschluckt, und wer weiß, wo und wann sie wieder auf Wasser stoßen werden, denn ringsum, so weit die Blicke reichen, ist kein Zeichen wahrnehmbar, von welchem man auf die Nähe einer Quelle schließen könnte; selbst die trübende Luftspiegelung, die von fernem Wäldern und Bächen erzählt, ist verschwunden, und an ihre Stelle tritt die peinigende Luftspiegelung, welche in Afrika's Sandsteppen so bezeichnend „Dunst der Gazelle“ genannt wird.

Freundlich winkt in der Ferne eine kleine Wasserfläche, darrer Sand faßt dieselbe zwar ein, doch doppelt lieblich spiegelt sich dafür der blaue Himmel in den klaren Fluthen, die, wie von einem sanften Lufthauch bewegt, leicht gekräußelt erscheinen. Aufmerksam schauen die Reisenden hinüber, aufmerksamer noch beobachten sie das Benehmen ihrer Thiere, doch diese, vom Instinct geleitet, verfolgen

fällt. Die erhigte Atmosphäre hebt und flimmert, und wie mit regelmäßigem, gleichförmigem Wellenschlag bewegt sich der See; Meile auf Meile legen die Reiter zurück, und eben so schnell weicht vor ihnen der trägerische Wasserspiegel. Der Sand knirscht unter den beschlagenen Hufen und leuchtend bringt der Athem aus der beengten Brust; sonst herrscht Todtenstille überall; die Natur scheint wie an gestorben, und außer einigen goldbeschwingten Kaufläfern, die flüchtig über den losen Sand eilen, zeigt sich kein Leben in dieser niederdrückenden Einsamkeit. Da tauchen plötzlich aus dem Wasser, in nicht allzugroßer Entfernung, zwei unförmliche Gestalten auf; man könnte geneigt sein, dieselben für halbverwandte Sphinge zu halten, wenn sie nicht durch mancherlei Bewegungen Leben und eigenen Willen verriethen. Scheinbar schwimmend nähern sie sich mit gewaltigen Stößen einander und trennen sich dann wieder, und deutlich spiegelt sich ihr umgekehrtes Bild in den klaren zitternden Fluthen. Jetzt, wie durch Zauber, verwandelt sich die Sphinge in breite, plattgedrückte Schwimmsiegel, die bald mit verlängerten, bald mit verkürzten Häfen auf dem Wasser einher-

schreiten. Mit jedem Augenblick nähern sich die Reiter den wunderlichen Geschöpfen, und wie sich ihre Stellung zu denselben verändert, so verändern diese ihre merkwürdigen Formen, denn nachdem sie zu beinahe unsichtbaren Punkten zusammengedrückt sind, begannen sie wieder in die Höhe zu schiefen und zu wachsen, bis sie langgestreckt, spindeldünnen Kräuchen gleichen. Die beiden Kränze reifen mitten auseinander, und es erscheinen deren vier, von welchen zwei auf den Köpfen stehen, auf ihren hoch hinaufreichenden Füßen ihre eben so langbeinigen Doppeltgänger tragen und deren kleinste Bewegung genau nachahmen. Das Wasser scheint unter den gespenstigen Bildern fortzugleiten, und nach wenig Schritten erblicken die Reisenden zwei hungrige Krähen, die sich bei ihrer Annäherung von dem glühend heißen Sande erheben und verdrießlich krächzend über sie hinflattern. „Das sind die bösen Geister,“ sagt der Indianer, „aber sie lauern vergeblich auf unser Fleisch.“

Sein Gefährte nickt, und schweigend verfolgen sie dann wieder ihre staubige Straße. Mechanisch halten sie die Augen auf einige Wildspuren geheset, welche, an den runden Ausbühlungen in dem losen Sande kenntlich, in derselben Richtung stehen. Eine Bewegung der Thiere veranlaßt die Reiter aufzuschauen, und sie erblicken in geringer Entfernung eine schöngezeichnete Antilope, die sich eben erhoben hat und sie neugierig betrachtet. Die Büchsen gleiten in die Hände, doch wie im Bewußtsein einer annähernden Gefahr, eilt das unmutige Thier in langen Sprüngen dahin. Nach kurzem Lauf erreicht es den See; das Wasser hemmt nicht seinen flüchtigen Fuß, aber wie ein muthwilliger Kobold verändert und verdoppelt es seine Gestalt in der nächsten Minute. Sich hin- und herschwingend wachsen die beiden über einander hängenden schattensähnlichen Figuren, nach einigen vergeblichen Versuchen der Vereinigung, fest zusammen, und sich anstreckend zur langhülfigen Straße und zusammensinkend zur unbeholfenen Schilfküste, eilt die Antilope unaufhaltsam dahin. Plötzlich versinkt sie in den Wellen, Kopf und Hals ragen noch hervor, doch auch diese verschwinden, wie bei Ertrinkenden erscheinen noch einige Male die äußersten Spitzen der Ohren und des Geweihes auf der Oberfläche, und auf vielen Quadratmeilen durch nichts unterbrochen, zittert und bebt das trügerische Wasser in seiner gewöhnlichen neckischen Weise. Stunden verrinnen, ermattet folgen die Thiere dem fliehenden See, der sich wie spielend ausdehnt und verkleinert und beständig seine niedrigen Ufer verschiebt; Insekten tauchen auf und verschwinden wieder; ein schmaler Landstreifen begrenzt zeitweise den Horizont, und stromähnlich schießen zuweilen Wasserstrahlen nach verschiedenen Richtungen hin.

Die Sonne senkt sich, schräger fallen die Strahlen, häufiger werden die Inseln, weniger das Wasser, bis endlich nur noch hin und wieder kleine Pfützen die mattgelbe Sandfläche zieren; doch auch diese zergehen, und ungestört liegt sie wieder da in ihrer traurigen Dede und Einsamkeit, die nackte, schreckliche Wüste.

„Ich wollte, das Wasser wäre nicht mehr ferne,“ sagt der weiße Reiter zu dem braunen, indem er mittheilsvoll den bestaubten und von Schweiß triefenden Hals seines geduldigen Thieres klopfte.

„Oh! die Sonne sinkt, werden wir dort sein,“ antwortet dieser, und stumm reiten sie dann wieder neben einander hin.

Da spigen die Thiere plötzlich die Ohren, schnaubend stoßen sie den heißen Athem durch die weitgesperrten Klüften und ohne durch Peitsche oder Sporen aufgemuntert zu sein, beschleunigen sie ihre Schritte. — Nichts verklärt dem Auge des Menschen die Nähe des Wassers, die Thiere aber haben es erkannt, neues Feuer blüht aus ihren Augen, und so leicht eilen sie dahin, als ob keine Last ihre Rücken beschwerte. Eine Stunde später trinken Reiter und Thiere aus einer spärlichen aber klaren Quelle, welche in einer Thalfenkung den sandigen Boden in geringem Umkreise befeuchtet. Etwas Gras, untermischt mit dornigen, krautähnlichen Stauden, fesselt die Thiere besser, als es die langen Fangleinen vermöchten, und nach karglichem Mahl aus der gefüllten Satteltasche lagern sich die Wanderer, um sich nach mühevoller Reise des erquickenden Abends und der nächtlichen Ruhe zu erfreuen. Die Sonne versinkt; schnell geht die Dämmerung in Dunkelheit über, tiefer Schatten bedeckt Alles, was das Auge unfaßt berühren könnte, und gestattet es der regen Phantasie, sich mit Bildern reicherer Zonen zu umgeben; aber von mildem Licht übergossen erglänzt das sternbesäte Firmament und erzählt und zeugt von der genauen Befolgung streng vorgeschriebener Befehle.

Ein einsames Herz.

Von H. Brunold.

Der Leichenwagen hielt vor der Thür. Die alten Frauen, die, wie bei den Trauungen vor den Kirchen, bei jeder Leichenbegängniß vor den Häusern sich aufhalten, standen auch hier, die Hände unter der Schürze, um sich, wie immer, über Jedes ihre Bemerkungen laut und ungehindert mitzutheilen. Sie warfen einen Blick auf den Leichenwagen und sagten: „Es ist der große! Also keine kleine Leiche!“

„Ja!“ sagte die Eine, „dort kommt auch Geheimraths Kuttsche angefahren.“

„Und der Herr Rechnungs Rath von neben an,“ sagte eine Andere, „hat sogar seine Orden vorgebunden und den neuesten Frack angezogen. Man soll's nicht meinen!“

„Und nun sehe Einer die Blumenpracht!“ sagte die Dritte. „Sollt' man nicht glauben, die Dinger wachsen jetzt wie die Grashalme auf allen Plätzen? Und wir haben doch erst April im Kalender, wo eben die Rosen und Schmandlilien nicht wie Gras wachsen. War das ein Anblick!“

In diesem Augenblick fuhren wieder mehrere elegante Kuttschen vor, in denen, wie man sah, reiche und vornehme Herren saßen. Auch der Prediger kam und ging in das Haus. Mehrere Damen, in tiefe, schwarze Gewänder gehüllt, blühende Myrthen und andere herrliche Blumen in der Hand, folgten bald darauf. Alle schritten sie mit dem unverkennbarsten Zug der tiefsten Trauer die Treppe hinauf zur Wohnung, wo die Leiche stand.

„Wer ist gestorben?“ frag eine schöne blühende Frau. „Wohlt ein junges Mädchen, das oben im Sarge liegt?“

„Nicht jung! nicht hübsch mehr!“ hieß es. „Die droben liegt, war eine arme Näherin — und jung? — Nein! jung war sie schon lange nicht mehr!“

Die Frau schwieg, sie schien nicht mehr reden zu wollen, sie ging in das Haus hinein und schlich sich langsam, leise, gefolgt

von etlichen Anderen, die Treppe hinauf, bis sie endlich vom Flur aus durch die offene Thür den Sarg sehen konnte, wie auch im Neben Zimmer die Leidtragenden, die sich anschickten, die Rede des Geistlichen zu vernehmen. Die Frauen waren gerade noch zu rechter Zeit gekommen. Man war im Begriff den Sarg zu schließen — noch ein Blick, der letzte, war ihnen vergönnt.

Und da lag sie nun in weißem Sterbekleide in dem schwarzen Sarge, der überaus reich mit weißen Kanten, Spitzen und Bändern garnirt war, die volle, blühende Myrthenkrone auf dem Haupt, umschlungen von einem Kranz von Camilien und weißen Rosen. Die Hände ruheten gefaltet auf der Brust, auf der sonst nichts weiter lag als ein kleines, schmauchloses, goldenes Kreuz, das an einem einfachen, weißseidenen Bande vom Halse niederhing. — Der Sarg wurde geschlossen. — Es war geschehen! Die Frauen und Jungfrauen, die jungen lieblichen Kinder, die im Neben Zimmer geweilt, kamen und legten ihre duftenden Blumen, ihre Kränze auf den Sarg, sodas derselbe wie unter einer Blüthenkrone begraben lag. Die Rede des Geistlichen begann. Und während derselbe in einfach ruhrender Weise der Geschiedenen dachte, während die Umstehenden sich der aufrichtigen Thränen des Schmerzes und der Wehmuth nicht enthielten; ging den Einzelnen das Leben der nun in dem Herrn Ruhenden in Bildern und Zügen der Erinnerung vorüber.

„Weißt Du noch?“ flüsterte eine Dame in schwarzer Robe, an deren Seite zwei herrlich schöne Kinder weinend standen, ihrer Nachbarin zu, „weißt Du noch?“

Und die Andere nickte leise und sagte traurig: „Ich weiß es wohl!“

Wie hatte einst der Frühling des Lebens, der Penz der Natur der Verstorbenen entgegengeblüht! Ihr Vater war Beamter des großen königlichen Instituts, dessen Säulen des Portals, dessen reichgeschmückte Diebelswand jetzt noch die breite, prächtige Straße daber